Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 4

Artikel: Das dienstfertige Telephon

Autor: Volmar, F.A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634439

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

bleiben; ein Zurück zu alten unbequemen Kleidformen gibt es heute nicht mehr, trotz der Anstrengungen der Modekönige — man liest gelegentlich vom Wiederauftauchen der Schleppe in Ballsälen, aber das sind nur Eintagsfliegen, die keinen Eindruck hinterlassen — und trotz der Trachtenvereine und ihrer farben- und sangesfreudigen Feste, die wohl zu sonntäglicher Maskerade anregen, aber den Alltag nicht erreichen.

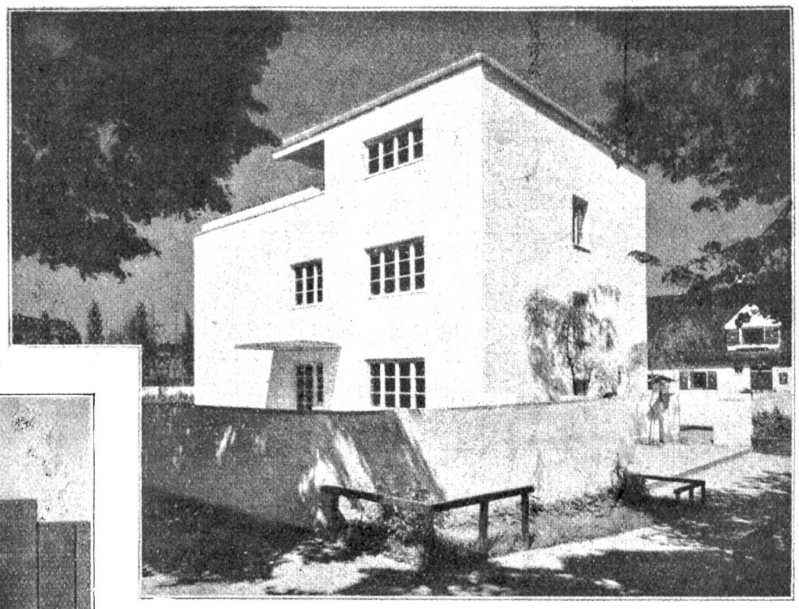
Der Grundsatz der Zweckmäßigkeit beherrscht heute die Kleidermode. Wenigstens im Prinzip, noch lange nicht überall in der Praxis — man denke nur an die hohen steifen Kragen der Herren und ihre heißen Oberkleider im Sommer. Schnürleib und behindernde Stoffmassen hat die Frau überwunden. Sie weiß, daß ein gesunder Körper die Hauptsache ist und daß ein Kleid nur dann wirkt, wenn es die Formen des schönen Körpers natürlich wiedergibt. Darum die kurzen, enganliegenden Röcke, das kleine randlose Hütchen, die fleischfarbenen Strümpfe und die schmukken Schuhe. Was die weibliche Kleidung bisher verborgen, ja verleugnet hatte, das kommt heute in geradezu draufgängerischer Emanzipation zur Geltung: das Bein.

Mode 1928.

„Was war es doch für ein Unsinn — meint H. van der Velde — daß nur die Fußspitze unter einem langen Rock hervor sah. Heute belehrt uns der Schuh, die Bewegung des Fußes, mehr noch als die Hand und der Blick, über die Klugheit, die Lebhaftigkeit, das Temperament einer Frau."

Was hier über das Straßenkleid und Hauskleid und im besonderen über das Sportkleid lobend gesagt werden kann, gilt nicht für das Abend- und Festkleid der Frau. Hier will sie nicht einzig den Verstand und die durch die Natur gegebenen Gesetze walten lassen, sondern hier will sie wieder ihren Launen leben. Doch da die Menge die Nachfolge verweigert und, wie gesagt, am Erreichten festhalten will, so bleiben die Modetorheiten der obern Zehntausend ohne Gefahr für den Zeitstil.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, hat auch die Architektur den Weg zum neuen Weltstil gefunden. Die moderne Bauart mit den schmucklosen glatten Fassaden, mit Mauern, die



Architektur 1928. (Arch. Lechner und Norkauer, München.)

ganz nur mehr Umkleidung des Innenraumes sein wollen und auf alles kostspielige Beiwerk aus der Barockzeit her verzichten, hat sich wie die Kleidermode die naturgegebene Zweckmäßigkeit zum Leitgedanken erkoren. Sie geht vom Wohnbedürfnis aus und frägt: wie müssen die Räume beschaffen sein, um auf die zweckmäßigste Weise diesem Bedürfnisse zu entsprechen. Die seit dem Krieg in Vielem veränderte Lebensweise hat neue Bauformen geschaffen. Die Sonderräume für die Geselligkeit verschwinden, weil man sie nicht mehr aufsucht. Man tanzt zwischen den Tischen, und man plaudert in der Halle. Bald verschwinden auch die scharf abgegrenzten Einzelräume: Salon, Rauchzimmer, Eßstube. „Es ist heute nicht mehr unmöglich — meint van der Velde — sich ein Haus zu denken, in dem man um das Badezimmer herum, das nun einmal seinen festen Stand haben muß, ißt, raucht, arbeitet oder schläft, je nachdem man gerade dazu Lust hat."

Bei der Wandlung, die die Architektur, in Nachfolge der Kleidermode, gemacht hat, ist der wirtschaftliche Umsturz, den der große Krieg gebracht hat, nicht ohne zwingenden Einfluß geblieben. Der Mangel an Mitteln nötigte zu billiger Bauweise, wie er die Frauen zu stoffknappen Kleidern kommen ließ. Betton und Kunststein geben den Ton an. Unser Auge wird sich an die Häuserkuben gewöhnen, wie es sich an die kurzen Kleider und Gehtänze gewöhnt hat. Die Jungen leben ja schon mitten drin im neuen Lebensstil und wünschen nicht, zum alten zurückzukehren, dem ihre Eltern vielleicht noch als dem verlornen Jugendlande nachseufzen.

Das dienstfertige Telephon.

Von F. A. Volmar.

Herr Willy Most, ein behäbiger Junggeselle, von der jüngeren Weiblichkeit ein „süßer, schüchterner, runder Bubi" genannt, lag in tiefem Schlaf. Mitternacht war längst vorüber, da weckte ihn plötzlich ein schrilles Geklingel. Er schreckte auf, horchte — nichts. Auf dem Nachttischchen tickte der Wecker, er zeigte gerade vier Uhr morgens. Herr Most schien es, es sei das Telephon gewesen. Er tat einen Fluch, entsprang dem Bett mit elastischer Wucht und eilte in den Vorraum, wo der Fernsprecher seinen Platz hatte.

Und jetzt nahm er deutlich wahr, daß es dieser „verfluchte Kasten" war, der von neuem in einem gehässigen

Ton schrillte. Willy Most fühlte sich wie überfallen in seiner komfortablen Wohnung, haßerfüllt starrte er das Telephon an, es kam ihm vor wie ein böses, heimtückisches Tier. Hastig nahm er den Hörer ab und stieß ein giftigkurzes „Ja!" in den Trichter. Eine liebliche Stimme sagte: „Aufstehen, mein Herr, es ist vier Uhr!" Grimmige Wut überkam Herrn Most und er schrie: „Was ist das für ein Blödsinn?! Hier ist Most, Willy Most!" Er wollte eine kräftige Fluchserie folgen lassen, aber am andern Ende hatte man schon Schluß gemacht. Willy Most hieb den Hörer in die Gabel, ballte die Fäuste und blieb eine Weile im frostigen Vestibül stehen. Endlich wurde er inne, daß er im Nachthemd dastand, was sich nicht eben klassisch ausnahm, und er trollte sich wieder in sein Schlafgemach.

Als er, zweiter Chef in Firma Excelsior A.-G., morgens gegen neun Uhr ziemlich mißgelaunt auf dem Bureau erschien, fand er auf seinem Pult eine gedruckte Mitteilung der Telephonverwaltung: „Annehmlichkeiten im Telephonbetrieb". Hol der Teufel diesen ganzen Betrieb! Annehmlichkeiten? Prost! Da hört denn schon Diverses auf, dachte er, unangenehm an die frühmorgenliche Ruhestörung erinnert. Dennoch nahm er die Mitteilung zur Hand. Sie besagte u. a., daß sich jeder Telephon-Teilnehmer gegen Entrichtung einer bescheidenen Entschädigung im Laufe der Nacht oder am frühen Morgen zu bestimmter Zeit wecken lassen könne. Zu diesem Zwecke habe man beim Schlafengehen die Aufsicht oder bei vorgerückter Stunde die Nachtdienst-telephonistin zu ersuchen, man möge einen beispielsweise um vier Uhr aufläuten.

In Most's Innerem wurde es licht und lichter. Jetzt war der Fall von heute morgen aufgeklärt: Jemand hatte von dieser tatsächlich sehr angenehmen telephonischen Dienstleistung Gebrauch gemacht, leider aber hatte die Klingelfee nicht diesen Jemand, sondern ihn Morpheus Armen entrissen. Und alsobald hatte Willy Most seine schlechte Laune verloren, so lebhaft interessierte ihn nun diese von ihm bisher kaum beachtete Neuerung. Erlöst von der Tücke des Objekts! Was nützt es, eine Weckuhr zu haben, wenn man sie aufzuziehen vergißt? In angeregter, froher Stimmung kehrte Willy Most mittags nach Hause, ergriff den Wecker und schmiß ihn in ein dunkles Kämmerchen, wo Putzgeräte und dergleichen hausten. „Fahre hin, du unzuverlässiges Vieh!" rief er ihm höhnisch nach. Dann ließ er sich das bis dahin als überflüssig betrachtete Tischtelephon doch noch einrichten, und zwar mit einer genügend langen Schnur, damit er es auch auf das Nachtkästchen stellen konnte. Fast vermochte er den Morgen nicht erwarten, wo ihm ein liebliches Stimmchen kund tun würde, daß es für Herrn Willy Most Zeit sei, sich zu erheben.

Aber als ihm der Apparat morgens etwas vor acht Uhr in die Ohren schrillte, nahm er diesen Weckruf nun doch ziemlich gereizt wahr. Er legte sich auf die andere Seite und schlief wieder ein. Nach zehn Minuten klingelte es wieder und das liebliche Stimmchen sagte: „Entschuldigen Sie, Herr Most, aber Sie haben vorhin so schlaftrunken geantwortet — also bitte, es ist acht Uhr." Möstchen war erstaunt. Dann meinte er kurz: „Danke, immerhin bin ich Chef." Am andern Ende ein reizendes, froherstauntes „Ah!" und fertig war das Gespräch.

Willy Most, zweiter Chef in Firma Excelsior A.-G., blieb also noch im warmen Nest. Das holde, kristallhelle Stimmchen tönte ihm noch in den Ohren — und dann, dieser Diensteifer, diese Aufmerksamkeit! Sicher glaubte die liebe Kleine, er sei beispielsweise ein Buchhalter oder ein Kassier, der die Bureauzeit streng einzuhalten habe. Aber das ist ja rührend, sagte er sich. Er lag lächelnd im Bett und sah vor sich ein hübsches, etwas schelmisches Gesichtchen mit neckischen blonden Löckchen über den Ohren. Allerlei zärtliche Gedanken kamen ihm, und er dachte auch, daß er jetzt eigentlich lange genug Junggeselle geblieben sei.

Am nächsten Morgen zwitscherte das holde, kristallhelle Stimmchen: „Guten Morgen! Wünsche wohl geruht zu haben!" Und hell klingelte ein kurzes Lachen. Es war Willy Most, als müsse er darauf unbedingt etwas Liebes erwidern, nur wußte er eben nicht was. Indessen war noch etwas anderes zu sagen. Herr Most war nämlich sehr vergeßlich, so vergeßlich, daß er nur dann ins Notizbuch blickte, wenn er das, was er nicht vergessen wollte, notierte. Ueber die Bewandtnis eines Knoten im Taschentuch hatte er sich auch schon etliche Male fast den Kopf zerbrochen. Er erweiterte nun sein Weckdienst-Abonnement dahin, daß man ihn an wichtige Geschäfte, die er kurz angab, beim Wecken zu erinnern habe. Und so las denn die sympathische Kleine am nächsten Morgen die Liste der wichtigsten Geschäfte ab: Mit Herrn Heribert Müller den besprochenen Handel abschließen. Erkundigungen einziehen über die finanziellen Verhältnisse des Herrn Adolf Güsel. Besprechung mit Herrn N. Besprechung mit Poblo A.-G. Das Taschentuch und die Brieftasche nicht vergessen. Lichtabdrehen. Zum Zahnarzt gehen. Dieses letztere Geschäft figurierte während einer Woche jeden Morgen auf der Liste. Schließlich vernahm er eines Morgens das liebe Stimmchen mit besonderer Betonung also: „Nun endlich einmal zum Zahnarzt gehen." — „Fräulein, Sie werden keck", verwies er sanft. Und fast schmollend kam es zurück: „Nun, wenn man so hübsche Zähne hat!" Dann wurde abgehängt.

Nun war die Most'sche Gemütsruhe doch etwas gefährdet. Wer mochte denn dieses Geschöpf am andern Ende sein? Sie kannte ihn also. Bewunderte seine Zähne. Schien sich für ihn... Er sprang elegant aus dem Bett, machte sich rasch fertig, frühstückte hastiger als sonst und eilte ins Geschäft. —

Beim nächsten Verlesen der Traktandenliste hieß es plötzlich in wichtigen Geschäftssachen: „Den Kakaoflecken auf der linken Brustseite des marineblauen Cheviotkleides wegputzen." Und am Schluß: „Heute Abend das Künstlerkonzert auf der Lindenpromenade besuchen und auf ein junges blondes Fräulein mit dreieckiger Silberagraffe am schwarzen Hütchen achten."

Herr Willy Most war sozusagen starr — aber er begriff. Er begriff sehr gut. Er begriff auch, daß ein Junggeselle Most niemals Kakaoflecken auf marineblauem Cheviotstoff ausmachen könne und daß ein Mädchen, das im Vorübergehen — wie anders konnte es sein — Cheviotstoff und gar noch einen kleinen Kakaoflecken drauf erkennen konnte, von hausfraulichen Angelegenheiten jedenfalls etwas verstehe. Es war ihm auch klar, daß er unzweifelhaft gehörig verliebt sei und daß er auf das Künstlerkonzert auf der Lindenpromenade zu gehen und — wie abgemacht — auf ein junges, blondes Fräulein mit dreieckiger Silberagraffe am schwarzen Hütchen zu achten habe.

Und die Sache machte sich sozusagen programmäßig, auch die neckischen Löckchen über den Ohren fehlten nicht. Und die Nachfolgerin des Telephonauskunftsdienst-Mägdleins mit diesen Löckchen und dem kristallhellen Stimmchen gab bald einmal während eines Monats den kurzen Bescheid, daß Herr Willy Most verreist — übrigens, wie verlaute, auf die Hochzeitsreise sei.

Bezwungene Riesen.

In unserer Kinderzeit hörten wir gerne das anmutige Geschichtlein vom Hirtenbüblein David, wie es mit ein paar wohlgezielten Schleudersteinen den boshaften Riesen Goliath erschlug. Es liegt ein tiefer Sinn in dieser kleinen Erzählung und auf viele ernste und heitere Verhältnisse des Lebens findet das Geschichtlein seine Anwendung... Doch heute wollen wir uns nicht in abstrakten, philosophischen Gedanken ergehen — — heute möchte ich das Geschichtlein anwenden auf die Goliaths unserer Hochalpen und auf das kleine